



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rüttenauer, Benno: Weltgeschichte in Hinterwinkel : aus den
Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Schneiderlehrlings : zweites Kapitel :
wie Einer schlafend in den Krieg zieht

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kostet haben. Das Auge des heutigen Lesers erträgt es nicht, seyn, Himmelfarth, hohlen und die vielen überflüssigen Doppelvokale zu sehn. Schumann hat so geschrieben, und für seine Zeit war er unzweifelhaft im Recht. Wir sind jetzt durch die halbe Reform der Orthographie in eine leidige Übergangszeit geraten, deshalb hat Zanssen manche zweckmäßige Änderungen vorgenommen, wenn er sie auch nicht mit gleichmäßiger Strenge durchgeführt hat. Er hat wenigstens angestrebt, alles entschieden veraltete aus dem Text fern zu halten.

Zanssen hat mit seiner gewissenhaften Arbeit alle Freunde Schumanns zu herzlichem Danke verpflichtet. Möge nun auch die neue Ausgabe recht weite Verbreitung finden!

Gera

Hermann Budy



Weltgeschichte in Hinterwinkel

Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Schneiderlehrlings

Von Benno Rüttenauer

Zweites Kapitel

Wie Einer schlafend in den Krieg zieht



ungefähr vier oder fünf Wochen waren vergangen. Die Hinterwinkler hatten beim schönsten Wetter das schönste Heu gemacht, und der Blessenvogt hatte dabei viel geflucht, weil er keinen Ersatz für den Hannpeter bekommen hatte und darum das Doppelte arbeiten müssen als sonst; aber die Arbeit war zuletzt doch gethan worden.

Alles ging seinen ruhigen Gang wie jedes Jahr, man merkte in Hinterwinkel wenig davon, daß mitten im Vaterlande der blutige Krieg wütete. Die Bauern berechneten, wieviel teurer sie den Hafer unter solchen Umständen verkaufen würden, und freuten sich des Gewinns. Daß ihnen selbst keine Unannehmlichkeit aus dem Krieg erwüchse, dafür sorgten ja die Soldaten.

Zwar liefen einige dunkle Gerüchte um, daß die Hannoveraner eine Schlacht gegen die Preußen verloren und daß die Preußen in Böhmen sogar die Oesterreicher fast besiegt hätten. Allein diesen Berichten glaubte man nicht, oder man hielt sie wenigstens für sehr übertrieben. Einige Hinterwinkler Soldaten hatten Briefe nach Hause geschickt, aus denen hervorging, daß die entscheidende Schlacht noch gar nicht geschlagen sei, und daß Preußen auf alle Fälle unterliegen müsse.

Verschiedne Bauern wollten in der letzten Zeit wiederholt Kanonenschüsse gehört haben; sie wurden aber ausgelacht. Man erklärte den Schall für fernes Donnern, und nichts schien glaublicher in diesen Tagen des Juli.

Dann verbreiteten sich aber auf einmal sehr beängstigende Nachrichten. Unfre Soldaten seien bereits über den Odenwald zurückgewichen, der Krieg komme immer näher. Die Kanonenschüsse wurden deutlicher, manche Leute machten sich daran, ihre Schätze zu vergraben, Schätze, wie man sie in Hinterwinkel besaß. Dabei ließ die Arbeit nach; man stand vor der Ernte, es fehlte nicht an Getreide, das schon reif war, aber niemand mochte Hand anlegen.

Keiner war aufgeregter als ich. Und dabei fühlte ich mich glücklich, oder vielmehr, ich fühlte mich frei. All das Elend, das sich, durch eigne und fremde Schuld, durch äußere Verhältnisse und innere Anlage veranlaßt, wie giftiger Mehltau auf mein junges Lebensgefühl gelegt hatte, und das mich nicht weniger zu verderben drohte, weil es vielleicht nur in meiner Einbildung bestand, es zeigte sich plötzlich wie verflogen, aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht mehr dran dachte.

Ich lebte und webte statt dessen ganz in den großen Vorgängen der Zeit. Zwar wußte ich wenig von ihnen, nicht mehr als das übrige Hinterwinkel, und hatte von Einzelheiten des Krieges nicht die geringste Vorstellung. Umso geschäftiger zeigte sich meine Phantasie, nach ihrer Art die Dinge zu sehen oder vielmehr mir zu zeigen, im Wachen und im Träumen. Ich lebte den ganzen Krieg im Geiste mit, ich dichtete ihn mir, groß, gewaltig, eine Epopöe mit ungeheuerlichen Umriffen, nach Reminiscenzen aus dem Kaiser Octavian und den vier Haimonskindern. Ich wurde ein Schlachtendenker in des Worts verwegenster Bedeutung. Meine Bilder und Vorstellungen, voll Blut und Rauch, ließen an phantastischer Originalität nichts zu wünschen übrig.

Dabei zeigte ich mich auch sonst wie verwandelt, ich betrug mich gegen jedermann lieb und freundlich wie in der frühern Kindheit. Alle gemüthlichen und geistigen Auswüchse der Flegeljahre schienen auf einmal überwunden. Nur ein Wunsch blieb mir: das in der Phantasie vorgestellte einmal auch mit leibhaftigen Augen schauen zu dürfen.

Durch diesen Wunsch stand ich freilich wieder im Widerspruch mit ganz Hinterwinkel, und hätte man meine Gedanken gewußt, so wäre ich sicherlich dafür geprügelt worden. Aber ich konnte mir nicht helfen. Mochte der Krieg ganz Hinterwinkel verheeren und Jammer und Elend mit sich bringen, wenn ich ihn nur sehen durfte, den geheimnisvollen, unheimlich wilden Gesellen. Ich war in meiner Jugend immer so. Wenn irgendwo ein Feuer ausbrach, gleich wünschte ich, das ganze Dorf möchte davon ergriffen werden, um mich an dem schrecklichen Schauspiel weiden zu können. Wenn sich bei Tauwetter, im Februar oder März, der sonst so nüchterne Haselbach übernahm und die Gassen von Hinterwinkel in eine einzige gelbe Pfütze verwandelte; daß die Bauern

mit dem Vieh im Stall und den Sauerkrautkufen im Keller ihre Not hatten, schmerzte mich nichts mehr, als daß zuletzt das Wasser wieder zu sinken begann. Die andern Buben des Dorfs zeigten sich, wie in so vielem, auch in diesem Stück ganz anders. Sie verwiesen mir meine sündhaften Wünsche, wenn ich sie vor ihnen laut werden ließ.

Diesmal nun ging mein Wunsch in Erfüllung, nicht auf Kosten der lieben Hinterwinkler, aber fast auf meine eignen.

Eines Morgens früh saß ich droben auf der Schillingsberger Höhe — dem fahlen Buckel gegenüber — am Saum des schönen Sindelwaldes; denn ich hatte gerade gar nichts zu thun. Weder mit den Gänsen noch mit den Geißen fuhr man um diese Zeit auf die Weide, und der Vater wußte mich auch nicht zu beschäftigen, er blieb selber fast ohne jede Arbeit. Ich saß also am Waldsaum und träumte Schlachten.

Den Waldsaum entlang kam ein altes Weib auf mich zu, in dem ich bald die Hanne Strohmeller vom „kleinen Dörfle“ erkannte.

Kleines Dörfle — so hieß das dem Dörrhof, wo meine Eltern wohnten, entgegengesetzte Ende von Hinterwinkel, die Heimstätte der Allerärmsten, zum Teil wirklicher Bettler und Gauner.

Die Hanne Strohmeller war kein Bettelweib. Sie nahm es vielleicht nicht zu genau mit dem Mein und Dein und hatte wohl schon mehr als einen Krautkopf stibigt, pflegte auch, wenn sie sich abends durch die Gemüsegärten nach Hause schleppte und niemand in der Nähe gewahrte, bald da bald dort eine Hand voll Bohnen oder eine gelbe Rübe mitzunehmen, was ihr, wie sie meinte, sehr gut und den Bauern nicht wehe that; denn sie verteilte weise ihren Diebstahl unter soviel Eigentümer als möglich. Ihr Brot im wörtlichen Sinn aber verdiente sie redlich mit Steinklopfen. Sie betrieb dieses Geschäft Sommer und Winter, bei Frost und Hitze, bei Wind und Regen, und da sie die Feldsteine klopfte, die die Bauern von ihren Äckern weg auf die „Wüstungen“ karren, auf dieselben unangebauten Stellen, die auch als Geißweiden dienten, so führte uns unser Beruf oft zusammen.

Die Hanne hatte auf mich von der ersten Kinderzeit an immer einen unheimlichen Eindruck gemacht; nicht so wohl weil sie im Geruch einer Hexe stand, als weil sie einer Hexe auf ein Haar ähnlich sah. Aus ihrem eingefallnen Gesicht ragte eine unerhört dünne und lange Nase hervor, an deren Spitze immer ein brauner Tropfen hing, weil sie fleißig Tabak schnupfte. Noch abschreckender aber wirkte auf mich ihre Kleidung. Diese bestand im Sommer nur in einem groben Hemd und einem einzigen vielgeflickten Unterrock. Das Hemd ließ die entfleischten Schultern ganz bloß und verdeckte auch die sonnverbrannte, welke Brust nur wenig. Aber auch der einzige Rock war ihr hinderlich, wenn sie mit ausgestreckten, gespreizten Beinen dasaß und die geklopfen Steine vor sich häufte; sie schob ihn dann zurück, unbekümmert um

die sich dabei entblößenden Beine und Kniee. Dann bot sie einen entsetzlichen Anblick für mich.

Und doch gestaltete sich mit der Zeit eine Art Freundschaft zwischen uns. Ich sah, daß ihr meine Gesellschaft wohl that, und wollte nicht stolz gegen sie scheinen. Deshalb gesellte ich mich manchmal zu ihr und hörte ihre Klagen an, ihre Auseinandersetzungen über soziale Ideen, über arm und reich, die sie aller drei Worte mit dem Ausruf: „O du kreuzsterbender Heiland!“ unterbrach. Man hat oft seltsame Freunde während seines Lebens.

Besonders weichherzig und weinerlich wurde die Rede der Hanne, wenn sie das Gespräch auf ihren Cyprian lenkte. Sie hatte als junges Mädchen in Nürnberg gedient und war mit diesem Cyprian nach Hinterwinkel zurückgekehrt. Sie sprach gern von ihm, wenn sie auch sehr dabei greinen mußte; sie rühmte seine Schönheit und seinen Wit, gelegentlich auch seinen Vater, einen blauen Reiteroffizier. Wenn ihr Cyprian bei ihr wäre, meinte sie, so ginge es ihr besser, dann wäre sie nicht wie eine Vogelscheuche jedem Wetter ausgesetzt. Das bildete ihr ewiges Lied. Aber der Cyprian hatte fast seit zwanzig Jahren nichts von sich hören lassen. Beim Dorfschmied hatte er vier Jahre lang in der Lehre gestanden, dann war er fortgezogen, und seine Mutter hatte nichts wieder von ihm gehört.

Auch heute fing sie von ihrem Cyprian an. Wo er nur sein mochte! Gewiß lebe er noch; ihr Mutterherz sage ihr's täglich, das könne nicht lügen. Am Ende sei er gar unter die Preußen gegangen und Soldat geworden. Das sehe ihm ähnlich, das habe er von seinem Vater. Aber dann möchten sich die schwäbischen Knollfinken, die Kraut- und Knöpflißschwaben vor ihm in Acht nehmen.

Während diesen Reden der Hanne kam ein Fuhrwerk des Weges, desselben Weges, der, ohne daß man ihn Straße nennen konnte, die Fahrverbindung nach Schillingsberg herstellte, das an der großen Landstraße lag. Es war ein Leiterwagen, mit zwei Braunen bespannt, und als Fuhrmann erkannte ich Jakob Schmitz von Langacker, genannt Schmitzenjockel, eine bekannte Persönlichkeit. Er redete mich an, und ich hörte zu meiner größten Verwunderung, daß der Schmitzenjockel in den Krieg ziehe, wirklich in den Krieg, weil er zu Proviantfahren gedungen sei. Der alte Hauderer, selber ein ehemaliger Soldat, las die Wirkung seiner Mitteilung in meinem Gesicht.

Wenn d' kein Schneider wärst, sagte er blinzelnd, würde ich sagen, du solltest mitkommen, könntest was sehen und hören.

Die Anspielung auf den Schneider rührte mich nicht, ich fühlte mich im Augenblick keineswegs als solchen. Ich erklärte dem Jockel, daß ich nichts lieber thäte, wenn meine Eltern nur wüßten, wo ich bliebe, und sich nicht ängstigten.

Die Hanne könne es ja meinen Eltern ausrichten, meinte Jockel. Wenn

sie meinem Vater sagte, daß ich beim Jakob Schmitz von Langacker sei, so wisse er mich wohl aufgehoben und habe keine Angst um mich.

Die Hanne erklärte sich bereit, die Botschaft zu übernehmen. Sie mache sich daraus kein Gewissen, sagte sie; ich würde meiner Mutter ja doch nicht von der Schürze weglaufen; wenn ich nur einmal erst einen Flintenschuß hörte, würde ich von selber umkehren und mich nach Hause schleichen, ich sei kein Cyprian. Wo das auch herkommen solle bei einem Schneider! Dieser Hanne Strohmelker mußte ich zeigen, daß sie sich in mir geirrt habe. Ich unterdrückte alle Bedenken und stieg unverweilt zu Jakob Schmitz auf den Wagen — mit klopfendem Herzen.

In Schillingsberg stießen noch drei Fuhrwerke zu uns, und die Fahrt ging von nun an rascher. Wir kamen in neue, mir noch fremde Gegenden, durch unbekannte Dörfer und kleine, alte Landstädte, wo bald der altertümliche Bau eines Rathauses, bald die Kirche durch Größe und Schönheit, bald ein lang heraushängender Löwe oder Engel, eine Sonne oder eine Rose, ein wilder Mann oder drei Mohren in ehrwürdigem Kost oder in neustrahlender Vergoldung meine Aufmerksamkeit auf sich lenkten und mein Erstaunen erregten.

In den Fuhrleuten dagegen erweckten diese Dinge etwas andres, nämlich die Erinnerung an ihren Durst, wodurch die Fahrt dann immer eine Verzögerung erlitt. Der Schmitzenjockel war der Durstigste, er gab jedesmal zuerst die Losung aus. Er war auch ein Schalk. Ihr seid Narren, wiederholte er bei jeder Einkehr, wir verlieren durch einen kurzen Aufenthalt gar nichts, und durch einen langen ebensowenig; denn wenn die Preußen in ein paar Wochen von Berlin bis in den Odenwald gelangt sind, brauchen wir uns wohl nicht groß anzustrengen, um mit ihnen zusammen zu stoßen, wir dürfen nur ein wenig warten, und das thut man bei dieser Julihitze am besten im kühlen Wirtshaus. Kommen wir dann nicht zum Kriegsschauplatz, so wird der Kriegsschauplatz zu uns kommen, umgekehrt als bei dem falschen Propheten Muhammed, der einem Berge befohlen hatte: Komme! und als der keine Lust dazu zeigte, sich selber zu dem Berge auf den Weg machte, eingedenk des Sprichworts, daß der Gescheitste nachgiebt. Für die Gescheitsten gelten wir Schwaben nun gerade nicht, aber vielleicht geben wir diesmal dennoch nach, ausnahmsweise. Die andern, gute Patrioten, schimpften wegen solcher Reden; aber die Einkehr machten sie jedesmal redlich mit.

Ich allein fühlte mehr Durst nach Kriegsschauplätzen als nach Bier und Wein. Aber ich wurde nicht um meine Meinung gefragt und mußte wacker mittrinken. Der Jockel besonders bot mir aller Augenblicke sein Glas. Daß du Courage kriegst, sagte er lachend. Ich mochte wohl aussehn, als ob ich ihrer nötig hätte; auch war mir in der That nicht ganz wohl zu Mute. Wenn ich an meine Mutter dachte und ihre Angst um mich und was der Vater zu meinem Auf- und Davongehn sagen würde, wäre ich am liebsten umgekehrt

und in einem Atem nach Hinterwinkel zurückgelaufen. Nur die Scham vor den Fuhrleuten hielt mich davon ab, obwohl diese selber, den Sockel ausgenommen, bedenkliche Gesichter zu meinem Abenteuer machten. Ja manchmal schien mir, als ob sogar Schmützenjockel halb bereute, mich verführt zu haben, und mir nur darum seinen Wein so reichlich gönnte, weil er das begangne Unrecht einigermaßen gut machen wollte. In meiner kleinlauten Stimmung sprach ich denn auch dem Bier und Wein eifrig zu, weit mehr als ich gewohnt war, und wurde je länger je aufgeräumter. So vergaß ich nach und nach alle Gewissensbisse, die mir bis dahin die Freude an meinem ersten größern Ausflug in die Welt trotz der merkwürdigen Umstände dabei etwas vergällt hatten, und sah den kommenden Dingen immer kühner entgegen.

In solcher Verfassung befand ich mich — es mochte ungefähr gegen sieben Uhr abends sein —, als plötzlich die erste Kriegserscheinung vor uns auftauchte. Auf einer Querstraße sprengte sie an uns vorüber, in voller Karriere, ein gelber Dragoner, mit Schweiß und Staub bedeckt, auf einem Gaul, der weiße Schaumflocken hinter sich warf.

Ich griff mir unwillkürlich an die Brust, das Herz drohte mir still zu stehn, mein Atem stockte. Ich erwartete, daß es jeden Augenblick hinter den Hügeln hervorbrechen würde, in farbigen Schwärmen, zu Roß und zu Fuß, in kämpfender oder fliehender Wildheit.

Aber es geschah nichts; außer friedlich arbeitenden Landleuten zeigte sich nichts Bewegliches in der fruchtbaren, gesegneten Hügelandschaft, die sich um uns her ausbreitete. Die Bauern in den Dörfern nannten mehrere Ortsnamen, wo wir unsre Württemberger finden würden; doch sprachen sie damit nur Vermutungen aus, etwas Sicheres wußten sie nicht.

Ich mußte aber immer über den jagenden Dragoner nachdenken. Was der nur für eine Aufgabe haben mochte, so allein durch die Welt zu rasen! Und wenn er nun dem Feind in die Hände fiel —

Wir fuhren auch die Nacht hindurch, und der Wein, der mich, im Bunde mit der Kriegserwartung und den alten Fuhrmannsgeschichten des Schmützenjockel, lange genug aufgereggt hatte, übte endlich die entgegengesetzte Wirkung: die Augenlider wurden mir schwer, ich vermochte sie mit der größten Mühe nicht mehr offen zu halten. Dann drohte ich von meinem Sitz herabzusenken und wurde vom Sockel nur gerade noch so aufgefangen. Ich fühlte mich noch von ihm in den Wagenkorb zurückgelegt, zwischen Decken und Tücher, und mit dem nächsten Atemzug versank ich in tiefen Schlaf.

Beim Aufwachen verwunderte ich mich nicht wenig, als ich nicht auf unsrer stillen Bodenkammer in meinem Bette lag, sondern in einem Wagenkorb, auf offner Straße, zwischen städtisch an einander gereihten Häusern, gerade unter einer riesigen Laterne, die auf den ersten Blick mit einer ungeheuern rostigen Kette am Himmel aufgehängt schien.

Doch leuchtete nicht die Laterne, sondern die flammende Julisonne, die noch höher am Himmel hing und schon seit langer Zeit angezündet und aufgezogen sein mochte. Auf der Straße wimmelte es von Soldaten.

Im Schläfe war ich, ohne zu wissen wie, mitten in den Krieg geraten, als ob mich ein Wunschmantel hineingetragen hätte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom wissenschaftlichen Materialismus. Man muß es den beiden alten Knaben, Büchner und Vogt, lassen, daß sie sich rechtschaffen Mühe geben, mit den übrigen jungen Alten unsers Jahrhunderts Schritt zu halten. Ludwig Büchner unternimmt, so viel wir wissen, noch Vortragstourneen und hat voriges Jahr wieder ein Erbauungsbuch für die reifere Jugend: Das goldne Zeitalter, oder das Leben vor der Geschichte (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur) herausgegeben, worin er das Idyll des voreiszeitlichen Menschen annützig beschreibt und die Abschnitte seiner Entwicklungszeit sehr genau auf 78 000, 33 000 u. s. w. Jahre angiebt. Etwas Neues haben wir in seinem Buche nicht gefunden, ausgenommen den Bericht über die musikalischen Affen. Die Schimpanse sollen förmliche Konzerte aufführen, sie erzeugen in größerer Gesellschaft Töne durch Aufschlagen auf hohle Baumstämme und schreien dazu; da hätten wir also Chorgesang mit Klyphonbegleitung. Karl Vogt wendet sich in seinem Buche: Die Menschwerdung (Leipzig, Ernst Wiest, 1892) an die Gelehrten. Er sucht darin alle Veränderungen in der Welt als die Ergebnisse eines Kreislaufs abwechselnder Verdichtung und Verdünnung der Weltsubstanz klar zu machen. Wenn eine „Weltzone,“ wie gegenwärtig die, der unser Sonnensystem angehört, Wärme ausstrahlt, so befindet sie sich „als Trägerin emissiver Potentiale in der absteigenden Phase des Kreisprozesses,“ ihre Körper sind in der Verdichtung begriffen und gehn der Erstarrung entgegen. Ist der Endzustand eingetreten, dann empfängt diese Zone wieder Wärme aus den benachbarten Zonen, ihre Körper werden wieder in Gas aufgelöst, und die Entwicklung beginnt von neuem. Der jeweilige Zustand des organischen Lebens auf den Planeten hängt von dem gleichzeitigen Zustande der betreffenden Weltzone ab. „Jedesmal, wenn die Sonne in den untern Teil ihrer Bahn, in die höher gespannten Ätherregionen eintritt, nehmen die sämtlichen physikalischen Prozesse an Intensität wieder zu. Es entstehen neue Arten, die den physikalischen Konstellationen der neuen säkularen Entwicklungsperiode angepaßt sind, während die alten nicht angepaßten zu Grunde gehen.“ Sehr schön und sehr klar! Nun fehlt weiter nichts, als daß man ein paar Trillionen Jahre auf einem dem Kreisprozesse entrückten ganz unparteiischen Sterne leben und von da die periodische Weltwerdung beobachten könnte, um zu sehn, ob und wie weit die Hypothese wahr ist. Näher als der Anfang oder das Ende eines solchen Kreislaufs liegt uns die